In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 44. Posen, den 22. Februar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(Schluß). (Nachdruck verboten.)

Daß der Garten, den er durchschritt, gepflegter war, als er erwartet hatte, mußte er mit Widerstreben zugeben. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn er ihn als eine Wildnis angetroffen hätte, und auch der Hof, den er jetzt von dem kleinen mit neuen Schindeln bedachten Gartenhäuschen aus übersah, war ganz ordentlich aufgeräumt und lag behaglich vor ihm. Er konnte sich natürlich nicht sogleich sehen lassen, sondern mußte abwarten, bis sich ihm eine Gelegenheit bot, Rina irgendwie aufmerksam zu machen, daß er da sei.

Da stand ja der stelzbeinige Justus mitten auf dem Hof neben einem großen Haufen Prügelholz und schwang die Hacke. Er nahm die einzelnen Pfähle vor und spitzte sie unten zu, und der Lex half ihm dabei, und dem Mann hinter dem Gartenhaus war natürlich sogleich klar, daß Justus daran war, die Stecken für den hinteren Zaun zurechtzumachen

Es überkam ihn ein bitteres Gefühl, daß die einzige Schlamperei, die er bisher auszusetzen gefunden hatte, nun auch in Ordnung gekehrt werden sollte. Ach, um wieviel lieber hätte er gesehen, wenn hier alles drunter und drüber gegangen wäre, der Hof in Schmutz und Verwahrlosung, damit Rina nur ja recht empfindlich dessen inne geworden wäre. was sie an ihm verloren hatte.

Und Lex! Was für ein großer Bengel das geworden war, ein stattlicher Bursch, wirklich schon eine brauchbare Hilfe für den Vater, und wie gut er sich offenbar mit Justus vertrug, wohl ebensogut wie dazumal mit ihm.

Auch das war nicht leicht zu verwinden, wenn man sich auch vielleicht noch damit trösten konnte, daß Kinder ein kurzes Gedächtnis haben. Auch Rina, Rina hatte Andreas sicher nicht vergessen, und war gewiß kreuzunglücklich mit diesem Mann, der ihn ja vielleicht überall ersetzen konnte, nur nicht in Rinas Herzen. Davon wollte er sich nun eben noch einmal überzeugen, und er wollte dieses letzte Beisammensein so gestalten, daß seine Spur in Rinas Leben bis ans Ende unverwischbar bleiben sollte. Ja, jetzt sollte ihr endlich einmal all die leidenschaftliche Glut ungehemmt entgegenlodern, die er in den vergangenen Tagen mühsam hatte unterdrücken müssen, weil zu befürchten war, daß er sonst dem echten Justus allzu unähnlich werden könnte. Sie sollte schaudern vor dem Glück und der Pein, eine solche aller Raserei fähige Liebe besessen zu haben und preisgeben zu müssen.

Während Andreas noch damit beschäftigt war, dies Gemälde ungeheuerlicher Seelenstürme mit schmerzlicher Befriedigung bis in die Einzelheiten auszumalen, trat Rina unter die Hoftür ihres Hauses. Es war, als habe Andreas sie gerufen, und es durchfuhr ihn mit jäher Freude, daß seine Gedanken noch solche Macht über sie hatten.

Ja, sie war gekommen, weil sich noch Fäden zwischen ihm und ihr spannen, die nicht hatten zerrissen werden können, und Andreas glaubte sogleich zu bemerken, daß sie von dem Umsturz in ihrem Dasein noch arg mitgenommen war. Sie sah schmaler und blasser aus als zu seiner Zeit, und ihren Mienen war ein Zug von Leid unverkennbar tief eingeprägt. Aber Andreas konnte seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich Rina zuwenden, denn sie stand nicht allein unter der Hoftür.

Auf ihrem Arm saß ein Kind, das etwa ein Jahr alt sein mochte, ein süßes, goldblondes, kleines Menschenwesen mit einem rosigen Lachen auf dem Gesicht. Und es konnte kein Zweifel darüber sein, daß dieses Kind sein eigenes Kind war. Es war gewiß etwas Außerordentliches um dieses Kind, das hatte Andreas sofort herausgefunden. Strahlte nicht ein Heiligenschein um sein blondes Köpfchen?

Aber in die Rührung, die sich Andreas' bei diesem holden Anblick bemächtigt hatte, mischte sich augenblicks eine zornige Aufwallung. Es war sein Kind, das der Gewalt dieses anderen Mannes ausgeliefert war, und der würde es gewiß alles entgelten lassen, was er seinem wirklichen Vater an Groll nachtrug.

Jetzt kam Rina über die Steinstufen in den Hof hinab und rief: „Justus!" Ach, es war ihre geliebte Stimme, und sie rief den Namen, mit dem sie einst ihn selbst gerufen hatte.

Der Mann am Hackstock sah sich um und ließ seine Axt sinken. War es nicht, als ginge ein Widerschein von dem Glanz um das Köpfchen des Kindes über sein Gesicht? Justus lehnte die Hacke behutsam gegen den Holzklotz und humpelte mit ausgebreiteten Armen auf Rina zu, und das Kind streckte auch seine Aermchen aus und strebte mit jauchzendem Lallen dem Mann entgegen.

Andreas sah, wie Justus das Kind emporhob und in der Luft zappeln ließ und es dann auf seine Schulter setzte. Auf einmal war auch Schuftl da, der Hund, stemmte die Vorderpfoten gegen die Brust seines Herrn und bellte lustig zu dem Kind hinauf.

Und Rina stand dabei und lächelte, ja, sie lächelte in wehmütig glückhafter Verklärtheit.

Da zog sich Andreas langsam aus seinem Versteck hinter dem Gartenhäuschen zurück und ging vorsichtig den Weg durch den Garten, den er gekommen war und beim hinteren Zauntürchen wieder hinaus.

Auf einmal hatte ihn ein nicht gelinder Schrecken überfallen. Wie, wenn man ihn etwa entdeckte? Wenn man gesehen hätte, daß er sich hier hinter dem Gartenhäuschen verborgen hielt und die Vorgänge auf dem Hof belauerte?

Ach, er hatte ja genug von diesem lieblichen Schauspiel, er bedurfte nichts weiteres mehr.

Während er so dahinschritt, wurde es immer stiller in ihm, alle Brände erloschen nach und nach, seine Seele lag in einem weichen, herbstlichen Nebel, der ihre dunkeln Tiefen mit schmerzlichem Verzicht umhüllte. Es brauchte ihm niemand eine Erklärung dessen zu geben, was er gesehen hatte. Er wußte jetzt, daß Justus wieder in sein Leben zurückgefunden hatte und daß ihm auch Rina durch seine Güte gegen ihr Kind wieder gewonnen war.

Ein Hauch dünner Schleier quoll aus den Wiesen, über die Andreas schritt. Er ging den Feldrain an den Schmalzäckern entlang und stand auf einmal vor dem krummen Kreuz.

Es schien Andreas, als neige sich der Querbalken noch schiefer zur Erde als je, und als sei die Gebärde des Gekreuzigten noch deutlicher geworden, der mit dem einen Arm zur Erde und mit dem andern zum Himmel wies als eine Brücke aus dem Jammer der Gottesferne zur ewigen Seligkeit.

Ja, da werden immer wieder Kinder geboren, dachte Andreas bei sich. Kinder mit einem Heiligenschein um die blonden Köpfchen voll Unschuld und Gottesnähe, um dann vom Leben an das Marterholz geschlagen zu werden und unter Qualen ihr Dasein zu enden.

Es war, als ob ihm das Kreuz etwas sagen wolle, etwas Tröstendes vielleicht, etwas Aufrichtendes. Aber Andreas glaubte dessen nicht zu bedürfen, er war stark genug in sich selbst. Welche Abscheulichkeit hatte er begehen wollen? Er wäre wirklich fast imstande gewesen, noch einmal an Rina heranzutreten und in ihr mühsam wieder zurechtgerücktes Dasein neuerliche Verwirrung und Unordnung zu bringen. Nein, jeder von ihnen mußte sehen, wie er mit seinem Schicksal fertig wurde, und wenn Andreas seine Wanderschaft nun wieder antrat, so sollte es mit dem Bewußtsein geschehen können, nicht mit einer Schändlichkeit für das Glück bezahlt zu haben, das ihm kurze Zeit zuteil geworden war.

Auf einmal bemerkte er einen Mann auf dem Feldweg, der zu dem krummen Kreuz führte. Als der Abendgänger näher gekommen war, erkannte Andreas in ihm den alten Aschenbrenner, aber er hatte nicht Lust, von irgend jemandem aus dem Dorf gesehen zu werden und Rede und Antwort stehen zu sollen. Mit einem Ruck hob Andreas sein Bündel auf die Schulter und ging raschen Schrittes querfeldein der Straße zu.

Dem alten Aschenbrenner war es gewesen, als hätte er vorhin jemand beim Schwedenkreuz stehen gesehen. Aber nun war niemand da und so mochte er sich wohl getäuscht haben. Ach, mit den Füßen ging es nun schon gar nicht mehr, und auch die Augen begannen seit einiger Zeit den Dienst aufzusagen. Es war nur gut, daß ihm für die glorreiche Fortsetzung seines Briefträgerdaseins in der ewigen Seligkeit eine Erneuerung und Beflügelung seiner etwas verbrauchten Leiblichkeit bevorstand. Und gewiß würde ihm auch der himmlische Oberpostmeister zugute halten, daß er in seiner Ruhezeit hier unten so getreulich über alles Buch geführt hatte und vor allem, daß er so eifrig bemüht gewesen war, alle undeutlich gewordenen Inschriften zu Gottes und seiner Heiligen Ehren wieder in leserlichen Stand zu versetzen.

Er holte Nagel und Zahnbürste aus seiner Rocktasche, kniete nieder und machte sich daran, auch die Schrift auf dem Sockel des krummen Kreuzes von Moos und Erde zu reinigen, die sich darin festgesetzt hatten. Und als er damit fertig geworden war, beugte er sich darüber, um sich seines Werkes zu freuen.

Es war gerade noch hell genug, daß der Alte lesen konnte, was da stand:

„Steh stille, lieber Wandersmann
Und sieh Dir an, was ich für Dich gethan.
Betrachte meinen bittern Todesschweyß
Und dann verrichte weiter Deine Reis' . . ."

Nachwort.

Diesem Roman ein Nachwort mit auf den Weg zu geben, erscheint darum nicht ungerechtfertigt, weil nicht von der Hand zu weisen ist, es könnten bedenklichen und vorsichtigen Lesern Zweifel an der Möglichkeit des in diesem Buch erzählten Geschehens zurückbleiben. Haben sich doch schon dem Vorabdruck in den Zeitungen gegenüber vereinzelt Stimmen erhoben, die erklärten, es sei ausgeschlossen, daß nach elfjähriger Abwesenheit eines Menschen seine Rolle im Leben von einem anderen mit solcher Sicherheit und solchem Erfolg der Täuschung eines ganzen Dorfes und sogar der ihm nächststehenden Menschen gespielt werden könnte.

Den Tatsachenfanatikern sei also zu ihrer Beruhigung gesagt, daß meinem Roman ein wirkliches Geschehen zugrunde liegt, ein Kriminalfall, dessen klassische Darstellung sich in dem ersten Band des „Neuen Pitaval", herausgegeben von Kriminaldirektor J. E. Hitzig und W. Häring (dem Dichter Willibald Alexis), 2. Auflage, Brockhaus, Leipzig 1857, findet. Es ist der Fall des „falschen Martin Guerre", der sich in dem französischen Städtchen Artigues, im Gerichtssprengel von Rieux um das Jahr 1560 in den äußeren Umrissen wesentlich so zugetragen hat, wie ich die Geschichte meines falschen Justus Saltzenbrod erzähle. Nach bloß elf Jahren nimmt ein Fremder in Leben, Gesellschaft und Haus die Stelle des verschollenen Martin Guerre ein, mit solchem Geschick, so unerhörter Beherrschung der Lage und der Menschen, mit denen er es zu tun hat, daß er sich lange zu behaupten weiß und nicht bloß seine Freunde, sondern auch seine nächsten Verwandten zu überzeugtesten Anhängern hat, die bis zu seiner völligen und unzweideutigen Entlarvung durch das Wiederauftauchen des richtigen Martin Guerre ihren Glauben an ihn festhalten.

Ist die Möglichkeit des tatsächlichen Geschehens so erwiesen und durch äußere weitestgehende Aehnlichkeit des falschen mit dem echten Martin Guerre, durch jenes ungewöhnlichen Scharfsinn, seine Selbstbeherrschung und eine unzweifelhafte schauspielerische Genialität zu erklären, so bleibt noch die Frage nach dem seelischen Verhalten des Mannes zu seiner Umgebung und dieser zu ihm. Sie ist in der Tat das ganze Um und Auf dieses Falles, und sie war es auch, die mich als ein tiefgehendes Erlebnis ergriff und mich zwang, sie noch einmal zu stellen und eine Antwort auf sie zu suchen, indem ich sie auf uns zeitlich näherstehende Menschen bezog. Die Gültigkeit der Antwort, oder wenigstens der Versuch dazu, wird ja in nichts dadurch beeinträchtigt, daß jenes aktenmäßig belegte Geschehen um rund dreihundert Jahre zurückliegt. Denn die Menschen des Böhmerwaldes um das Jahr 1860 unterscheiden sich von denen Frankreichs um das Jahr 1560 nur durch ihre Kleidung, ihre Sprache, gewisse äußere Lebensformen und prozessuale Besonderheiten, durch eine strengere Auffassung des begangenen Verbrechens, die ja auch den falschen Martin Guerre an den vor seiner Haustür errichteten Galgen gebracht hat.

Das menschliche Herz aber ist zu allen Zeiten dasselbe, und seinem Verhalten nachzugehen, wurde meiner Ergriffenheit von den geheimen seelischen Vorgängen dichterische Aufgabe. Namentlich von den geheimsten dieser Beziehungen, denen zu Martin Guerres (oder Justus Saltzenbrods) Gattin. In der Darstellung des neuen Pitaval wird eine Erklärung — sie stammt wohl wie die meisten psychologischen Erläuterungen von Willibald Alexis — zu geben versucht, die darin gipfelt: „Dieser zweite Mann war zu ihrem wahrhaften Mann geworden, in den Jahren der reiferen Urteilskraft hatte sie ihn kennengelernt. Mußte er ihr da, wenn ihre Ehe wirklich so glücklich war, als die Anzeichen dafür sprechen, nicht näher stehen, nicht mehr wert geworden sein, als der vor elf Jahren Verschwundene, an den nur Erinnerungen aus der Jugendzeit banden?"

Es galt in die Tiefe zu gehen und ein Verständnis für das zu suchen, was sich unter so merkwürdigen und einzigartigen Umständen zwischen der Frau und ihren beiden Gatten abgespielt haben mag. Ob es mir gelungen ist, dieses Verstehen zu erschließen und die aktenmäßige Erweisbarkeit des Falles in meiner Gestaltung zur inneren Wahrscheinlichkeit zu steigern, muß ich dem Urteil meiner Leser überlassen.

Perchtoldsdorf, Igelhaus.

Karl Hans Strobl.

Wie Amanullah einst zum Thron kam.

Von **Emil Rybitschka.**

In der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1919 wurde der Emir
Habibullah Chan in der Nähe seines Winterquartiers Dschela-
labad ermordet. Wenn man von den wilden Gerüchten und
Schilderungen über den Tod des Emirs abzog, was auf phan-
tastische Erregung zurückzuführen und was zur Stimmungs-
mache klug in Umlauf gesetzt war, so blieben nicht allzu viel
einigermaßen feststehende Einzelheiten übrig. Der Emir hatte
sich in Laghman bei Dschelalabad, wo er auf einem Jagdausflug
weilte, nach seiner Gewohnheit ziemlich früh zu Bett begeben.
Da entstand in den ersten Morgenstunden, wo bekanntlich der
Mensch nicht nur am tiefsten schläft, sondern auch die Wachen
am leichtesten der natürlichen Verlockung des Schlafs folgen,
ein kurzer Auflauf. Kaum gab es einen Wortwechsel, kaum
konnte der Herrscher zur Besinnung gekommen sein, da krachten
auch schon die tödlichen Schüsse, als die Posten aufgeschreckt an
Ort und Stelle erschienen, war bereits der Kriegsminister, der
Sipah-Salar Nadir Chan, zur Stelle, überzeugte sich kurz von
dem Geschehenen und schritt sofort gegen die Wache ein. Heftige
Prügel setzte es nach allen Seiten. In der Erregung und dem
Getümmel dachte niemand daran, als erstes die Verfolgung der
Mörder aufzunehmen. Sofort wandte sich auch Nadir Chan an
den diensttuenden Kommandanten des Militärwaffendepots in
Dschelalabad, einen Oberst Schah Ali Risa Chan, und verlangte
ihm die Schlüssel ab, ein Umstand, der später stark dazu beitrug,
Verdacht gegen ihn zu erregen. Die Ereignisse überstürzten sich
nun. Schon am Morgen des nächsten Tages hatte der Bruder
des Verstorbenen, Nasr Ullah Chan, in Dschelalabad das Kom-
mando über die Truppen in die Hand genommen und sich zum
Emir ausrufen lassen, und zwar unter Uebergehung des eigent-
lichen Kronprinzen Inajett Ullah Chan. Nichts lag natürlich
näher, als ihn nunmehr des Mordes an seinem Bruder zu zeihen.
Die völlige Verwirrung der Lage kennzeichnete aber der Umstand,
daß auch gegen einen andern Serdar, den Bruder des Sipah-
Salar, der Vorwurf erhoben wurde, den Emir aus persönlicher
Rache getötet zu haben. Habibullah sollte den Wunsch gehabt
haben, die junge Frau des Serdars seinem Harem zuzuführen.
Wie die Verhältnisse auch immer gelegen haben mögen, zunächst
wurde in Ketten gelegt, auf wen nur der geringste Verdacht
fiel, u. a. sämtliche Serdare der Mohmedsais, so die beiden
Brüder Jakob und Jussuf Chan und ihre sämtlichen, sehr zahl-
reichen, in hohen Stellungen befindlichen Söhne. Dies geschah
auf den Beschluß des Offizierkorps zu Dschelalabad am 27. Mai
1919. Man begründete den Schritt damit, daß den Serdaren
der Schutz des Herrschers anvertraut war und sie für seine per-
sönliche Sicherheit verantwortlich gewesen waren, in erster Linie
gerade der Kriegsminister Nadir Chan. Immerhin hätte sich
damit nur eine der so häufigen Begebenheiten aus der Familien-
geschichte des königlichen Hauses wiederholt. Von allen Herr-
schern des letzten Jahrhunderts ist wohl nur Abdur Rahman,
allerdings gerade vielleicht der tatkräftigste, eines natürlichen
Todes gestorben. Soweit die Ereignisse in Dschelalabad.

Unterdes war in Kabul ein neuer Thronbewerber auf den
Plan getreten. Es war der Prinz Amanullah Chan, der durch
einen Motorfahrer aus Dschelalabad Bericht über das dort Vor-
gefallene erhalten hatte. Zunächst schien er tief betroffen. Dann
riß er seinen Degen aus der Scheide und schwur auf die blanke
Klinge, ihn nicht einzustecken, ehe sein Vater gerächt sei. Die
Ereignisse schienen ihn davon überzeugt zu haben, daß sein
Oheim, mit dem er jahrelang persönlich aufs engste befreundet
war und dessen politische Ansichten er weitgehend teilte, zu-
mindest eine gewisse Schuld an der Ermordung trage. In einer
öffentlichen Erklärung gab er dem Volk von der Ermordung
seines Vaters Kenntnis, schwor, sie auf jeden Fall rächen zu
wollen, und weigerte dem Oheim seine Anerkennung als Emir.
Das Rätselraten über den geheimnisvollen Tod Habibullahs
hörte auf. Es trat zurück hinter der ungeheuren Spannung,
mit der man den Kampf der beiden Thronwerber verfolgte. Wie
die Dinge auch immer ausgehen mochten, ein jeder fühlte sich
von den Ereignissen betroffen: die Anhänger Habibullahs, weil
sie seiner schützenden Hand entraten mußten, die Freunde Aman-
ullahs, weil es nun hieß, sich zu ihm zu bekennen, und die Ge-
folgsleute Nasr Ullahs, weil sie auf einen Kampf mit einem
nicht zu verachtenden Gegner gefaßt sein mußten. Die Parteien
standen sich zunächst ziemlich gleich stark gegenüber. Nasr Ullah
stützte sich auf die hohe Geistlichkeit, die Grenzstämme und einen
Teil des Landvolkes. Amanullah Chan hingegen durfte auf
das dem volkstümlichen Prinzen anhängende Stadtvolk Kabuls
zählen, und zwar vornehmlich die fortschrittlich gesinnten Ele-
mente, darunter die Gebildeten Afghanistans, und den Anhang
der Familie seiner Mutter, der berühmten Ulya Hasrot. Nasr
Ullah hatte den Vorzug, daß er mit den Grenzstämmen und dem
Landvolk über die größere Kampfkraft der militärisch tüchtigsten
Elemente verfügte. Zudem standen im Winterquartier in
Dschelalabad 20 000 Mann, auf die er unmittelbaren Einfluß
ausüben konnte. Amanullah besaß den Vorteil, daß sich die
Stadtbevölkerung schneller sammeln und ausrüsten ließ, er konnte
damit ohne Schwierigkeiten den Rahmen der 5000 Mann starken
neun Bataillone in Kabul auffüllen. Ferner sprach für ihn ein
Umstand, der [illegible] für die Kriegsführung mit der wichtigste ist:
er war in Kabul im Besitz des Staatsschatzes. Dies gab ihm die
Möglichkeit, bei den nun beiderseits einsetzenden Angeboten an
die Truppen diese zu ersteigern. Die Soldatenlöhnungen stiegen
innerhalb weniger Tage von 12 auf 20 Rupien. Der Prinz
Amanullah mit der Staatskasse blieb, wie vorauszusehen, bei
dem Wettstreit Sieger. Unsere eigene Lage war recht heikel.
Die Streitenden waren uns beide freundschaftlich gesinnt gewesen,
beiden waren wir großen Dank schuldig. Die Ereignisse selbst
durchschauen und beurteilen konnten wir nicht. Das in ihnen
liegende staatsrechtliche und dynastische Problem war für uns
nicht zu bewältigen. So kamen wir zu dem unter diesen Um-
ständen allein richtigen und möglichen Entschluß, uns ganz aus
dem Streit der Mächtigen auszuschalten. Ganz offen erklärten
wir das auch dem jungen Emir. Er war so einsichtig, sowohl
unsere Lage wie auch unsere Handlungsweise zu verstehen.

Immerhin wurden wir vom Strom der Ereignisse so weit mitgerissen, daß wir der feierlichen Thronbesteigung nicht fernbleiben konnten. Die Vorbereitungen zu dem Festdurbar waren im Nu getroffen. Er schien noch kaum angekündigt, als sich schon der Saal mit Festteilnehmern füllte. Einzeln, auf ein Zeichen des Hofmarschalls, erhoben sich die Erschienenen, um in ununterbochenem langen Zuge dem Emir ihre Huldigung darzubringen. Oben auf dem Thron, zu dem einige Stufen hinaufführten, den ganzen Festraum überblickend, saß der junge Emir. Seine regelmäßigen Züge schienen wie aus Stein gemeißelt. Nichts verriet die überstandenen Kümmernisse und die ungeheure Erregung. Er war der verkörperte Wille zur Macht. Mit ganz richtigem Gefühl war er, der Mächtigste unter allen, am einfachsten gekleidet. Während ein jeder zur Festfeier die prunkvollsten Gewänder angelegt hatte, die er besaß, war der Emir in einfacher Felduniform erschienen. Der Säbel hing ohne Scheide blank im Koppel. Auf den Stufen des Thrones stand der zum Kriegsminister erhobene Naib Salar, hinter dem Thron aber des jungen Herrschers Erzieher und persönlicher Freund, Mahmud Sami. Er hatte den geladenen Karabiner schußbereit im Arm. Wie eine Bildsäule stand der alte, hünenhafte Soldat auf seinem Posten. Nur dann und wann ging ein kaum merkbares Lächeln über sein Gesicht, wenn einer oder der andere der ihm früher feindlichen hochmütigen Serdare sich vor dem Thron neigte, niederkniete und nach altem Brauch dem jungen Emir die Hand küßte. Es ging ein starker psychologischer Zwang von diesem Huldigungsakt aus. Keiner wagte sich auszuschließen. Auch viele der Anhänger seines Rivalen und jetzigen Todfeindes, Nasr Ullah, ja dessen eigener Schwiegervater, blieben in der Reihe, wurden mit herangeschoben und huldigten. Auch wir schlossen uns nicht aus. Als wir vor den Thron traten, ging ein Leuchten über das Gesicht unseres alten Freundes Mahmud Sami, und seine Augen winkten einen freundlichen Gruß. Es war, als ob sie sagen wollten: „Es ist recht, daß auch Ihr gekommen seid."

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, dem interessanten Buche „Im gottgegebenen Afghanistan" von Emil Rybitschka entnommen.)

Freundinnen.

Von **Wilhelm Groß.**

Sie waren Freundinnen, Freundinnen bis in den Tod, wie sie zu sagen pflegten, womit sie meinten, daß weder irdische noch himmlische Mächte imstande seien, sie zu trennen. Sie hatten sich feierlich geschworen, keine Geheimnisse voreinander zu haben, und sie hielten diesen Schwur. Sobald die eine „unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit" irgendein Geheimnis erfahren hatte, das weiß Gott keine Seele auf der weiten Welt sonst erfahren durfte, beeilte sie sich, um es der anderen brühwarm berichten zu können.

„Was wollte man schließlich dazu sagen?! Denn, wie gesagt, sie waren Freundinnen. Im übrigen waren sie beide Mitte der Zwanzig und auf der Jagd nach der Chance, die sich ja einmal zeigen mußte.

Annette hatte diese Chance auf einer Ferienreise: Paris, Riviera, Rom usw. gesucht. Es war am Tage nach ihrer Heimkehr.

„Liebste — du — eine entzückende Reise, sage ich dir, Paris und die Rivera sind ja natürlich, wie sie immer waren, und Italien ist auch nicht weiter spannend, aber du kannst dir wohl denken, daß ich eine Bekanntschaft machte — einen Landsmann, er ist Chef einer großen Handelsfirma — und vermögend — steinreich sogar, sage ich dir, und — hübsch. Entsinnst du dich vielleicht jenes Fernokow, oder wie er nun hieß — ich meine den Polen, der den Liebhaber in dem Film „Das große Wunder" spielte —. Dem gleicht er auf ein Haar." Annette lächelte träumerisch vor sich hin. Entweder gab sie sich süßen Erinnerungen hin oder auch wollte sie die Wirkung ihrer Worte abwarten, oder vielleicht beides . . .

„Liebste Nette — was du nicht sagst! Wie freue ich mich für dich, aber ich glaubte eigentlich nicht, daß du für dunkle

Männer schwärmtest — das hast du mir jedenfalls immer gesagt, seit damals —" Betty schwieg diskret.

„Sprich dich ruhig aus," erwiderte Annette gleichgültig, „Bent ist für mich ein überwundener Standpunkt — und im übrigen habe ich ihn auch wohl nie richtig geliebt. Ernst ist außerdem auch nicht dunkel, sondern blond.

„Heißt er Ernst — das ist sonderbar!"

„Sooo??? Das finde ich nicht. Er könnte gar nicht anders heißen. Das ist ein deutscher Name und bedeutet, daß jemand die Wichtigkeit aller Dinge sorgsam erwägt. Er ist durch und durch ein Mann . . . Fast flüsterte Annette diese Worte vor sich hin.

„Du, Nette, ich muß dir auch ein Geheimnis offenbaren — nein noch nicht, warte einige Tage, bis — bis — ja — es soll nun mal eine Ueberraschung sein."

Mit einem Satz fuhr Annette vom Stuhl auf.

„Liebste Betty, erzähl' es mir doch, bitte, hast du jemanden kennen gelernt, während ich verreist war, ach — erzähl' es mir doch, sag's doch, bitte."

„Nein! Erst mußt du mir von ihm erzählen, von Ernst, meine ich."

„Ach, was ist davon weiter zu erzählen — diesmal ist die Sache todsicher. Er war auf einer Geschäftsreise in Frankreich, und er kommt in den nächsten Tagen nach Hause. Im übrigen war er ein wenig zurückhaltend, aber das kann ich sehr gut leiden, ich mag es gar nicht, wenn Männer so aufdringlich sind. Er ist Chef bei einer großen Elektrizitätsfirma."

„Sooo? Das finde ich höchst sonderbar — war er sehr liebenswürdig zu dir?"

„Warum findest du die Sache denn sonderbar, kann ein Ingenieur etwa nicht liebenswürdig sein? Im übrigen tänzelte er nicht um mich herum wie ein verliebter Hahn. Er ist, wie gesagt, ein Mann, Gentleman durch und durch."

„Machte er dir denn den Hof?"

„Du hast wohl nichts anderes im Kopf — dürfte ich nun vielleicht mal erfahren, wen du dir inzwischen geangelt hast?"

„Vielleicht verschonst du mich mit derartigen Ausdrücken. Im übrigen kennst du ihn nicht. Er kam erst in unseren Kreis, nachdem du fortgereist warst. Mehr sage ich dir heute nicht."

„Werde ich ihn vorläufig auch nicht zu sehen bekommen?"

„Ja — bald — vorläufig ist er nämlich auf Reisen. In England und Deutschland und Frankreich — ich weiß kaum, wo sonst noch."

„Ja — das ist ja auch ganz gleichgültig, wenn er nur zurückkommt, was ich in deinem Interesse, liebste Betty, aufrichtig hoffen will."

„Ernst kommt jedenfalls in den nächsten Tagen, falls er nicht schon gekommen ist . . ."

Drei Tage danach erhielt Annette eine Karte:

„Verlobte.
Betty Nörholm. Ernst Storm."

Jetzt sind sie k e i n e Freundinnen mehr!

Hygiene und Hausarbeit.

Von **Dr. Luise Maaßen.**

Es gibt in Deutschland unendlich viel Berufe, es gibt fast ebenso viele Vereinigungen, deren Bestreben es ist, die in den einzelnen Berufen entstehenden gesundheitlichen Schädigungen durch ausgleichenden Sport, gesunde Lebensweise, andersartige Ernährung, Gymnastik, hygienische Kleidung usw. zu beheben. Es gibt wohl kaum eine Vereinigung, die sich schon einmal ernsthaft mit den durch täglich sich wiederholende Hausarbeit verbundenen körperlichen Schädigungen beschäftigt hat.

Jede Hausfrau kennt den Spruch: „Man ist als Hausfrau nie fertig!" Der Angestellte arbeitet acht Stunden, kommt nach Hause und ist mit seinem Beruf fertig. Der selbständige Kaufmann schließt sein Büro ab, geht nach Hause, wälzt vielleicht noch Gedanken, ist aber mit der eigentlichen Tagesarbeit fertig, wenngleich er vielleicht im allgemeinen länger arbeiten muß als der Angestellte oder Arbeiter. Die Hausfrau jedoch ist nie fertig. Der Abend mag noch so spät sein, das Feuer darf keinen Achtstundentag kennen. Das Bedürfnis nach Nahrung verlangt ständige Vorbereitung auf künftige Mahlzeiten, es ist eine ununterbrochene Kette sich ständig wiederholender Handgriffe. Daß dabei die Hausfrauen ein ruhelos gehetztes Aussehen bekommen, kann weiter nicht wundernehmen. Sie verlieren durch diese Ruhelosigkeit viel von ihrem weiblichen Charme, durch das ständige Gehetztsein wird ihnen die Sorge um ihre Schönheit und ihr gepflegtes Aussehen zumeist gleichgültig. Daß sie damit ihrer Häuslichkeit den hauptsächlichsten Reiz nehmen, bemerken sie gar nicht, weil sie in ihrer endlosen Ruhelosigkeit vergessen, daß sie Frauen mit dem ganzen Reiz der Weiblichkeit sein sollen.

Bei den unerhörten Fortschritten der Technik in der Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts muß es ja in Erstaunen setzen, daß sich die Technik bei uns erst so wenig mit der Maschinisierung des Haushalts beschäftigt hat. Die Hausfrauen tun ihre Arbeit, vielleicht abgesehen von dem hygienischen Staubsauger, noch in der gleichen Art, wie es vor ihnen ihre Mütter und Großmütter taten. Unsere Lebensbedingungen aber sind viel schwieriger geworden. Die gleiche Tätigkeit, die unsere Mütter und Großmütter ohne große Schädigungen ausführen konnten, kann für uns schädlich sein. Die Gesundheit der Hausfrau bedeutet nun für uns einen erheblichen Prozentsatz der Volksgesundheit. Dessen eingedenk müßte die Hausfrau unbedingt lernen, mindestens eine Stunde des Tages zur Pflege ihres „Selbst" zu verwenden. Daß Körperpflege im allgemeinen auch Schönheitspflege bedeutet, erhellt nur, daß der gesunde Mensch schön ist, nicht aber, daß Schönheit als Ding an sich das, was wir mit diesen Zeilen anregen wollen, darstellt. Der gesunde Mensch ist schön. Der gänzlich natürliche Mensch ist auch gesund.

Aus aller Welt.

Albert Londres, Der Weg nach Buenos Aires. D i e G e h e i m n i s s e d e s M ä d c h e n h a n d e l s. Berlin SW. 61, Otto Uhlmann Verlag. Preis 2.80 M. — Gibt es einen Mädchenhandel? Diese vielumstrittene Frage wird auch auf dem Plakatumschlag, den das Buch erhalten hat, aufgeworfen und die Antwort daneben gesetzt: „So ist er in Wirklichkeit!" Und auf der Rückseite des Umschlags lesen wir: „Wie man Frauen kauft, transportiert, verkauft, tauscht, zurückkauft, — schildert dieses Buch mit rücksichtsloser Offenheit, fesselnd wie ein ungewöhnlicher erlebter Roman." In der Tat ein merkwürdiges Buch, nicht weniger beachtenswert als sein Verfasser. Wer ist Albert Londres? Ein Reporter, kurz gesagt, aber Frankreichs bester, geschicktester und — gefürchtetster Reporter. An allen Ecken und Enden bemerkt man ihn, wo es Mißstände aufzudecken gibt, wo Dinge vor sich gehen, die in ihrer Brutalität die Empörung der gesitteten Welt wachrufen müssen. So hat er Frankreichs fürchterliche S t r a f k o l o n i e n geschildert, das menschenmordende Bagno, so deckt er jetzt den schändlichen Handel mit „weißem Fleisch" auf, wie er vornehmlich von F r a n k r e i c h aus nach Argentinien getrieben wird. Und Londres führt eine geistvolle und eine scharfe Feder. Und er setzt uns, wie Theodor Dreiser, der große amerikanische Dichter, treffend bemerkt, „Literatur vor — und zwar eine Literatur, die man zu der besten stellen kann, die es um uns herum gibt." Wie ist es nun mit dem Mädchenhandel? Gibt es solchen oder nicht? Selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß die Opfer mit Gewalt und gegen ihren Willen verkauft werden, aber die Tatsache besteht, daß ein schwunghafter Handel mit a r m e n, keineswegs immer lasterhaften Mädchen getrieben wird, ein Zustand, der unserer Zivilisation kein gutes Zeugnis ausstellt. Es ist organisierte Zuhälterei und ins System gebrachte Kuppelei, deren geheimste Schleichwege hier aufgedeckt werden. Und es tut not, daß weitesten Kreisen des Volkes bekannt wird, welche G e f a h r e n h i e r u n s e r e n M ä d c h e n d r o h e n. Es tut not, zu verbreiten, wie das Schicksal derer aussieht, die sich vertrauensvoll solchen Vampyren in die Hand begeben, welches Ende ihnen winkt, wenn sie den lockenden Angeboten nach dem Ausland Folge leisten. Aber Londres gibt uns keinen moraltriefenden Traktat in die Hand, sondern ein frisch erzählendes Buch, gleichsam eine Reiseschilderung, einen Erlebnisbericht von seiner Fahrt nach Buenos Aires, voll von interessanten Geschichten, Anekdoten, Charakterschilderungen, fesselnden Landschaftsmalereien. Er fesselt von der ersten bis zur letzten Zeile.

Dankbarkeit einer Katze. Ist eine Katze dankbar für einen erwiesenen Liebesdienst oder nicht? Wenn man folgendes wahre Geschichtchen liest, dann weiß man, wie die Frage zu beantworten ist: Eine junge Dame weilte zu Besuch bei einer Bekannten, die eine schöne Perserkatze mit vier Jungen besaß. Eine der jungen Katzen hatte eine Augenentzündung; die Besucherin, eine Tierfreundin, badete täglich das kranke Auge der kleinen Katze, während die alte Katze schnurrend danebenstand. Eines Tages, als die Dame ihre Koffer packte, um wieder heimzureisen, kam auf einmal die Katze mit drei ihrer Jungen, die sie einzeln nach oben getragen hatte, in das Zimmer der Dame. Wo aber war das vierte Kätzchen? Nach einigem Suchen fand die Dame es in ihrer Hutschachtel. Die Katzenmutter wollte anscheinend hiermit zu wissen geben, daß sie dankbar sei für die Hilfe gegenüber ihrem kranken Katzenkind und gern die Behandlung weiter wünschte. Sie zeigte damit ihr Vertrauen gegenüber der Pflegerin.

Fröhliche Ecke.

Von rückwärts. Paderewski spielte auf dem Flügel bei der Hochzeitsfeier eines Bekannten versehentlich als Präludium Chopins „Trauermarsch".

Die Schwiegermutter des Bräutigams rannte entsetzt zu Paderewski:

„Herr Paderewski, um Gotteswillen, wie leiten Sie denn die Ehe ein?"

Der Künstler zog sich rasch aus der Klemme:

„Aber gnädige Frau, verzeihen Sie, ich begann das Programm der Ehe von rückwärts."

Der Ausweg. Ein Emporkömmling legt sich eine Ahnengalerie zu. Man hat ihm einen phantastischen Stammbaum zurecht gemacht, und ein bekannter Maler soll den Ahnherrn in Rüstung darstellen. „Haben Sie irgendeinen Anhaltspunkt, wie Ihr Ahnherr aussah?" fragte der Maler. Der Reiche dachte einen Augenblick nach und entschied dann: „Malen Sie ihn mit geschlossenem Visier."